

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 16.

Donnerstag, 20. Januar.

1916.

(10. Fortsetzung.)

Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Nototo von Felix v. Stenglin.

„Ja, nun sage Er, Höder, wie komm' ich heraus aus dieser vertrackten Situation?“

Der Förster schmunzelte, nahm einen Zug aus seiner kurzen Pfeife und antwortete:

„Mit so schwer nehme, Euer Durchlaucht! All das, was jetzt in dene Familien vorkommt und Euer Durchlaucht Kopfzerbrechen macht, is auch früher scho dagewese. Unfrieden, Untreue, Gewalt — wo bleibt's aus in d'r Welt? Hier in der friedlichen Natur etwa? Auch da nit! 's is überall. Nur daß sie jetzt alle komme und sich beschwere, weil sie denke, Euer Durchlaucht müßte jetzt für alles stehe, wofür sie früher selbst eingestande sind. Sagt's ihne, sie solle allein fertig werde! 's wird scho gehe.“

Der Herzog hatte mehrmals befriedigt und wie befreit genickt, jetzt aber schüttelte er doch den Kopf.

„Allein fertig werden? Ah bah, mein guter Höder, das würde ganz übel werden, ganz übel.“

Der Alte strich sich nachdenklich den Bart und sagte endlich:

„I mach's halt so in mei'm Wald: I nehm', wenn ihrer zuviel Bäum' sind, hübsch davon heraus, damit nit alles erstickt. Beim Menschen geht das nit genau so. Die Mensche müßte sich selbst in 'ner gewissen Entfernung halte. Das is die Sittie.“

Da schüttelte Serenissimus abermals den Kopf und sah den Förster fragend an.

„Die Natur kommt aber doch von Gott, wie? Auf welcher Seite liegt denn nun die Sünde: wenn wir die Natur erfüllen oder bezwingen?“

Und da meinte Förster Höder, weil er sich auf philosophisches Gebiet nicht begeben wollte oder konnte, einfach — es klang wie eine Verlegenheitsäußerung:

„Ma macht's halt.“

Um des Herzogs Lippen spielte ein Lächeln des Wohlwollens und Behagens. Nicht viel fragen, sagte er sich, nicht viel grübeln. „Ma macht's halt.“ Das klang so selbstsicher, so zuverlässig. Der Herzog hatte kein Bedürfnis mehr, philosophische Fragen anzuschneiden, er war sozusagen auf den Mund geschlagen durch dies schlichte Wort: „Ma macht's halt!“ Und damit hatte er sein Gleichgewicht wiedergefunden.

15.

Serenissimus feierte seinen Geburtstag. Fahnen und Girlanden schmückten die Häuser, die Schulen hatten frei, die Honoratioren kamen zum Festmahl zusammen, die Stadtmusik hielt einen Umzug, die Kanonen donnerten, die Glocken der Kirchen riefen zum Festgottesdienst, auf dem großen Plan war Parade der Garnison.

Wann strahlte die Sonne, und auch die Natur schien zu feiern. Die Rosen in den Gärten waren voll erblüht. Unzählige Blumen aller Art hatten an den Beeten und Grabenrändern ihre Augen aufgetan. Überall sah man die blauen Glocken, und wer seine Ohren hatte, konnte ein ganz leises Geklingeln hören,

das aus all diesen Glöckchen zusammenschallte zu einem einzigen Klang der Guldigung. Serenissimus feierte seinen Geburtstag.

Als er, dem dies alles galt, morgens erwachte und — Bächle hatte soeben die Läden geöffnet — die Sonne strahlend durchs Fenster scheinen sah, da überkam ihn ein großes Wohlbehagen.

„Bächle, öffne Er das Fenster!“ sagte er zu seinem Kammerdiener und streckte sich noch einmal im Bett aus.

Ihm war, als ob Rosenströme hereindrängen. Die Vögel sangen ihm ihr Morgenlied.

Und als er so dalag in seinem großen Himmelbett mit den goldenen Schnörkeln und den seidenen Vorhängen, da kamen ihm vielerlei Gedanken. Er gedachte der Kindheit und der Mutter, die er früh verloren hatte. Er glaubte zu fühlen, wie sie ihm zärtlich übers Haar strich, als wenn sie ihn segnen wollte. Auch seines Vaters, des herben Kriegsmannes gedachte er. Von ihm, der von seinen Feldzügen und Reisen viel neue Anschauung mitgebracht hatte, war ihm sein Bedürfnis nach Tätigkeit und Ausbildung überkommen. Seine eigenen Reisen nach Wien, Italien, Frankreich kamen ihm ins Gedächtnis zurück. Und dann zogen die langen Jahre seiner Regierung — nun waren es bald dreißig — in seiner Erinnerung vorüber. Er gedachte dessen, was er gewollt, erreicht, verpaßt hatte. Seine Freunde, die gekommen und gegangen waren, sah er vor sich, und Frauengestalten, die er geliebt hatte. Seltsam, sie hatten alle ein wenig Familienähnlichkeit mit der kleinen Aglaja. Bächelnd, mit einem leisen Seufzer, verscheuchte er diese Einbildungen.

Nun lebte er, ein Fünzigjähriger, noch immer mit der alternden, etwas sonderbaren Schwester sein im Grunde doch recht einförmigen Leben und hatte das Schönste, die Hoffnungen, die Jugend, die Liebe, hinter sich, und was er geschaffen hatte, erschien ihm gering. Ist das in jedem Menschenleben so? fragte er sich. Was konntest du auch in diesem kleinen Kreise armeliger, unfreier Menschen anderes schaffen als Kleinigkeiten! Hast deine Untertanen auf eine höhere Stufe heben wollen. . . . Vergebens! Warum? Weil du selbst nicht das bist, wozu du sie machen wolltest? Weil du selbst zu sehr in den Mängeln deiner Zeit steckst und die Mittel und Wege verfehltest? Ah bah, fort mit solchen schweren Gedanken! Heut ist ja Geburtstag! Man tut, was man kann. „Ma macht's halt!“ Und sind nicht selbst mächtige Herrscher hinter dem zurückgeblieben, was sie erstrebten? Wenn man sich's recht überlegt, was haben sie denn geschaffen als — Kleinigkeiten?

In diesem Gedanken fand Herzog Ludwig Christoph sein Selbstbewußtsein wieder, etwas von der Illusion, die er für sein Dasein und Wirken brauchte wie alle Menschen.

Ja, und jetzt konnte er wieder wohlgefällig lächeln. Etwas hatte er doch noch in allerlehter Zeit geschaffen, das ihn erfreuen durfte. Er hatte eine große Zahl

jünger Mädchen und Frauen glänzend gemacht. Es gab auch Schatten, aber doch sehr viel Licht dabei. Eine eigene Nührung überkam ihn, die Nührung des Menschen, an dem das Glück vorbeigegangen ist, und der nun angefangen hat, sich darüber zu freuen, daß er es anderen schaffen konnte. Kleinigkeiten? Ah ha!

Und plötzlich stand wieder Aglaja's liebevolle Gestalt vor ihm und lächelte ihm zu. Er war ihr in letzter Zeit ausgewichen, hatte sie seltener angesprochen, und nun fragte er sich: Warum nur? Etwas vom sorglosen Übermut der Jugend wurde in ihm lebendig. Wie von ferne klang ein Lied: „Einmal, ach einmal nur! Zum letzten Male!“

Da stand Bächle vor ihm und sagte:

„Ja, wolle Eu'r Durchlaucht denn heut' gar mit aufsteige? Wir haben doch um acht Uhr schon die Stadtkapelle!“

Da warf Serenissimus schnell die Decke ab und begann sich anzuleiden. „Fort, Bijou!“ rief er, denn Bijou wurde frech, wie oft am Morgen, und wollte ins herzogliche Bett hineinbringen, während Joujou beschneiden, mit langsam wedelndem Schweif und seitwärts geneigtem Kopf, mehrere Schritte abseits stand und voller Interesse, ja mit Andacht, die Bewegungen seines Herrn beobachtete.

„Die Tiere wisse auch ganz genau, daß heut' der Geburtstag von Eu'r Durchlaucht ist“, meinte Bächle, während er dem Herzog beim Ankleiden half.

„Ha, ha, Bächle! Er meint?“ Serenissimus lächelte. Er glaubte es eigentlich nicht, aber es machte ihm Spaß.

Und es kam die Stadtkapelle, es kam die Dienerschaft, das Gefolge. Je mehr der Tag vorschritt, desto vornehmer wurden die Gratulanten. Auch der Thronfolger, Prinz Eberhard Karl, war wie alljährlich aus seiner preussischen Garnison gekommen, um in feierlicher Haltung und mit unerlöschlicher ernster Miene zu gratulieren, als ob sich's um eine Beerdigung handle.

Das Volk stand an der Stadtseite des Schlosses und sah den fürstlichen Zug durch die offene Galerie über dem Portal in die Schloßkapelle ziehen.

Willig erbaut lauschte Serenissimus den Worten des Hofpredigers. Der Geistliche hätte sagen können, was er wollte, es würde heute den fürstlichen Herrn bewegt haben, so tief war er selbst von der Weihe des Tages durchdrungen.

Alle Veranstaltungen bis zum Festmahl gegen Abend und dem Hofkonzert überstand der Herzog mit heiterer Frische. Überall wußte er etwas Verbindliches zu sagen. Das war alte Schule, in der er groß geworden war, und daran hielt er fest, mochte auch die neue Schule, zu der Prinz Eberhard Karl gehörte, den feisen, militärischen Ernst bevorzugen.

Schließlich nun aber Serenissimus die gesellschaftlichen Pflichten an diesem Tage mit aller Korrektheit und Anmut zu erfüllen wußte, freute er sich doch auf den nächsten Tag, an dem nach Abreise des Prinzen die engere Feier des Hofes stattfinden sollte.

16.

Es war Abend. Die bunten Kompions, die zwischen den Bäumen und Büschen hingen, verbreiteten ein märchenhaftes Dämmerlicht. Geigen, Marinetten und Brummhörnchen ertönten am großen Rondel. In weitem Kreis sah und stand dort die Hofgesellschaft und sah dem amütsamen Reigen der jungen Paare zu. Das war ein Hin- und Herbewegen, ein Nicken und Neigen, ein Tänzeln und Drehen, ein Locken und Abstoßen — noch reizvoller und verführerischer als bei den Proben. Durch das sorgfältige Aßen war alles fließender, leichter, gefälliger geworden. Es waren aber auch Beziehungen entstanden zwischen diesem und jener, und die Bewegung der Gemüter erhöhte die Kunst der jugendlichen Körper, vertiefte das Spiel der Mienen und Mienen.

Verstärkte sich Rabenhorst im Lichte derjenigen, die nun seine Frau hieß, ohne es zu sein, so geschah's in kalter Ruhe, die sogar etwas von Abwehr an sich trug, wenigstens manchmal die Augen prüfend auf ihrem Gesicht und ihrer Gestalt ruhten. Das war, wenn Veronika — wie's in der Vorschrift des Ballettmeisters lag — freundlich lächelnd den schlanken Peter von Himmelstort nach sich zu ziehen schien, der willig, ja verlangend, folgte und sie umschmämte. Wußte dann Rabenhorst dem jungen Himmelstort in kräftigen Rhythmen gegenüberzutreten, so trug er eine herausfordernde Redlichkeit zur Schau, die diesem Teil des Balletts einen ganz besonderen Ton fortreibender Nüchternheit verlieh. Hatte er aber Aglaja zu suchen und erneut in den Kreis zu ziehen, so entsaltete er alles leidenschaftliche Begehren, dessen er fähig war. Veronika, seine junge Frau, schob sich mit blühenden Augen dazwischen, sie richtete sich vor Rabenhorst auf, sie sank wie in glühendem Schmerz in Himmelstorts Arm. Er suchte sie zu halten, doch sogleich machte sie sich wieder frei. Da schien er sich zu besinnen, in liebenswürdiger Schalkheit reichte er Aglaja, die vor Rabenhorst gestanden war, die Hand, ihr erschreckter Ausdruck verwandelte sich, und sie gab sich im pas de deux unbefangen dem Vergnügen der rhythmischen Bewegung hin, wie ausruhend von drängenden, verwirrenden Empfindungen, vom furioso der Leidenschaft, das sie einige Augenblicke in Rabenhorsts Nähe berührt hatte. Und im Übermut lächelte sie Himmelstort zu, und er küßte ihr im Vorübergehen die Fingerringe.

Und die Liebesgötter sahen zwischen Grün und Blüten verständnisvoll und manchmal etwas verwundert zu und fügten sich wie erstarrte Klänge dem bezaubernden Bilde lebendiger Harmonien ein, die den Garten erfüllten.

Das Ballett war zu Ende. Der Herzog sagte den jungen Damen liebenswürdige Worte des Dankes, besonders zeichnete er Fräulein von Duval aus. Dann erging man sich beim Klänge anmutiger Weisen im Park.

Mar von Rabenhorst suchte die zierliche Gestalt Aglaja's. Da stieß er auf Dunkelstein. Er wollte vorüber, der Kammerherr rodet ihn an.

„Haben Sie Fräulein von Duval nicht gesehen?“ fragte er.

„Nein“, antwortete Rabenhorst ärgerlich, „aber ich werde sie suchen.“ Damit eilte er davon. Endlich glaubte er sie am Weiher zu erkennen — mit einem Herrn! Wer war's? Himmelstort! Da ergriff ihn wieder der Born auf diesen Menschen. Er eilte herzu, schon am Dunkelstein zuzukommen, den er auf einem Nebenwege nach demselben Ziele streben sah.

Die Spannung in dem jungen Offizier war unerträglich geworden; er wollte sie, die ihm immer wieder entglitt, endlich halten, wollte wissen, woran er war. Wußte er's nicht schon? Ja, er fühlte, daß es nur noch einmal galt, Sturm zu laufen. Zweimal war sie auf seine inständigen Bitten abends nach der Ruine gekommen. Sie hatte ihm dort in einem schwachen Augenblick gestanden, daß sie mit Himmelstort nur kokettiert habe, um ihn, Rabenhorst, zu ärgern und ein klein wenig auch den Herzog, der ihr den Willen nicht tat — den Willen, der eigentlich gar nicht ihr Wille war. Nur aus Trotz habe sie Himmelstort heiraten wollen. War das nicht schon ein Zugeständnis an ihn? Jetzt wollte er's darauf ankommen lassen, Aglaja auffordern, mit ihm zu promenieren, Himmelstort ignorieren oder sich mit ihm schlagen —

(Fortsetzung folgt.)



Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdrängt, das Große sei vergänglich; vielmehr, wenn wir finden, das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten.
Goethe.

Aus dem Tagebuch eines Artilleristen.

Ein Mitarbeiter sendet uns aus dem Feld folgende anschauliche Schilderung vom Tagewerk eines Artilleristen: Mit der Dunkelheit ziehen wir hinaus zur Ablösung. Noch ist der Tag im Schwinden, die Höhenzüge gegenüber, heißumkämpfte Stätten, verhüllt bläulicher Dunst. Über eine Hügellehne und durch ein Tal, dann wieder ein Hügel und die Wodenseite, wo die Batterie unserer Haubitzen eingebaut steht. Ferne Kanonenschläge hollern uns zum Abendgruß. Den Tag über hat es heftig geregnet, zäh kumpft sich die lehmige, aufgeweichte Erde um die Stiefel. Der Abend erscheint in Klarheit und setzt die Wolken vom Himmel herunter. Den Karabiner auf der Schulter, halte ich Wache bei den Geschützen in zunehmender Nacht. Von der Tiefe des Talgrundes kriecht die Dunkelheit die Berglehne entlang. Und der Mond geht auf. Erst ganz feurig rot, Vollmond, dann verblaßt er. Allmählich blißen Sterne auf. Ein Wagen knarrt vorbei. Ein Fuß trampelt. Wichtig schwer stehen die Geschütze, ruhen selbst scheinbar aus nach der Tagesarbeit. Künstliches Gestrüpp deckt sie, Laub und Zweige verhüllen auch die Röhre vor den Späheraugen feindlicher Flieger. Der Artillerist empfindet etwas wie Liebe zu seiner Kanone oder eigentlich noch mehr Stolz wie Liebe, sie ist ein lebendiges Wesen gleichsam, das er zu seiner Hilfe angelernt hat und das ihm gehorcht auf seinen Wink. Morgen wird sie wieder donnernd Wei und Feuer speien, wenn die Kommandos ertönt sind . . . deutschen Artilleristengruß dem Feind aufs Leder. Der helle Morgen kommt. Man streckt die Knochen, die steif geworden sind vom Liegen, auf der harten Britsche und dem Stroh. Am Bach wird Morgentoilette gehalten, der Schlaf aus den Augen gerieben, die Hände gewaschen. Auf den roten Dächern des Dorfes am Berghang blüht und tanzt die Morgensonne. Man sucht in dieser Beleuchtung deutlicher als sonst ein paar schwarze Flecken, Spuren von Beschädigung und Brandgranaten. . . Das Kartenspiel geht an, zu früher Stunde schon, der Morgen verläuft fast immer ruhig, kaum, daß einmal vor Mittag geschossen wird. Die Kartenblätter klatschen auf den Tisch. Die Hand der Spieler schlägt dröhnend auf. . .

Um Mittag ändert sich das idyllische Bild. Vereinzelte Schüsse krachten von den Franzosen herüber und werden von irgend einer unserer Batterien wohl auch beantwortet. Um einen Flieger, der durch die Luft furt, ziehen Schrapnells. Mit hellem Sing-Song fliegen die Geschosse hoch und plagen in der Luft wie Feuerwerksraketen. Die weißen Rauchwölkchen halten sich lange am Himmel. Denn, zur Stunde des Nachmittagskaffees, geht die Hölle los. Wohl ein langvorbereiteter Streich der Feinde, — ein Schuß, mit donnerndem Widerhall und krachendem Einschlag, noch einer und noch einer, Rollsalven, drei, vier und mehr Batterien müssen es sein. In das arme Dorf hinter uns hagelt es mit Brandgranaten. Schon steigt ein wabernder schwarzer Qualm hoch, hellauf blißen die Sprengpunkte der Geschosse, ein Siebel krennt, Flammen lodern, Rauch ballt sich zu Säulen, das Feuer gleitet auf Windflügeln höher, immer gewaltiger leckt die Brandfackel. Ein Schimmelreiter jagt in stiebendem Galopp aus dem brennenden Dorf, weit sichtbar auf der pappelgesäumten Straße. . . Eine Scheune bricht in sich zusammen, dort steht ein lahes Gerippe, verschwunden die Ziegelbedachung, die eben noch darüber lag. Und wieder beult es und tobt es vom Feind her, unaufhörlich, wie ein Sturm. Erst waren es Gelbbatterien, kenntlich an ihrem Harten, trockenen Krachen, nun feuert auch schweres Kaliber mit, pfeift durch die Luft, als wollte es höhnisch noch sein Kommen anzeigen und vorbereiten auf den mörderischen Ausprall. Batterien von uns haben losgedonnert, und gegen sie schwirrt der drausende Zug pulvergefüllter Raubbögel. Bis auch an uns das Kommando kommt, auf das am Apparat der Fernsprecher gierig lauert, nach dem wieder der Blick des Batterieoffiziers gespannt gerichtet ist: An die Geschütze! Und dann geht's durch die Bedienung wie ein Schlag, an den Platz jeder, der hat den Gebetsbaum schon erfasst und wirkt nach dem deutenden Finger des Richtkanoniers, welcher über den Aufsatz gekrümmt sein Zeichen gibt, die Bündschraube setzt der dritte ein, und die Geschosshölbe und Kartuskisten schleppen die anderen aus dem Munitionstraum herbei. Der Fernsprecher wiederholt am Apparat die Kommandos, ein Rufer gibt sie weiter zum Batterieoffizier. . . Fertig! Noch einmal prüft der Geschütz-

führer die Lage der Kartusche, die Stellung der Richtmaschine, des Aufsatzes, der Desenwage. . . Dann: „Feuer!“ Und der Schuß hallt rollend, zurück vom Berghang geworfen der Schall, überschwirrt und braust im Tal und brandet um die Ohren, als sei das Hörvermögen plötzlich genommen vor Singeln und Surren. Längst hat das Geschütz drüben mit dumpfem Einschlag aufgepaßt, hat der Fernsprecher aufs Kommando sein gewohntes „Schuß ab!“ durchgegeben zur Beobachtung. . . Wie der Abend und die Dämmerung heraufkommt, leuchtet uns, heimwärtsziehend, die Glut des Brandes nach. Noch einmal schießen die feindlichen Gelbbatterien, die sich zuvor beruhigt hatten, neue Salven in die glimmende Höhe, man hört das Knacken und Knistern der Flammen wie von knirschenden Raubtierzähnen, dumpf pollert der Einsturz eines Hauses. Ein Infanterist aber, der uns begegnet, erzählt, nur einige Verwundete und einen Toten habe es gegeben, die anderen seien rechtzeitig in Keller und Unterstände verkrochen, und etliche Pferde mußten mitverbrennen. Auch jenseits der Höhe, überm Wald nach Norden zu, steigt Rauch auf aus brennenden Dörfern. Wir aber erfreuen uns, nach mehr als einstündigem Marsch, der Ruhe und Behaglichkeit unseres unverkehrten Quartiers, das uns sogar den Luxus ungezierter Daunenbetten genießen läßt. (kz.)



Aus der Kriegszeit.

Strategischer Rückzug.

Diese kolossale Beute,
Die der Türk' auf Gall'poli
Nacht, nenn'n wir „Brit'sche Platte“,
John Bull nennt es „Strategie“.

Joffre kündet stets Noire
Und pflückt Vorbeeren allzufrüh,
Ritchener wird verfeist, läßt Haare
Und spricht dann von „Strategie“.

Wir Germanen sind bescheiden
Und erklären frank und frei,
Daß wir werden nie beneiden
Strategische Rückzugs-Passei!

P. Ehr.

Robins Anklage gegen die französische Denkmalspflege. Die teilweise Beschädigung von Kunstdenkmälern, die bei dem schwierigen Vorbringen unserer Truppen durch Belgien und Frankreich manchmal trotz aller Vorsicht unvermeidlich war, da unsere Gegner ihre Kunstschätze selbst als Artilleriebedeckung und zu anderen Kampfmitteln benutzten, wurde und wird in der Presse der Alliierten weidlich nach allen Richtungen ausgebeutet, um unser „Barbarenhum“ zu beweisen. Darum erscheint es von besonderem Interesse, zu vernachlässigen, wie sich der größte Bildhauer Frankreichs, Auguste Rodin, der gläubigste Betrachter der französischen Kathedrale, zur Frage der französischen Kunstpfege stellt. In seinem Werk „Des Cathedrales de France“, das ausgangsweise in der von Dr. Otto Grautoff herausgegebenen und in der Akademischen Buchhandlung Max Drechsel (Bern), erschienenen Sammlung über die Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland wiedergegeben wird, tritt Auguste Rodin im Namen der Kathedralen als Ankläger auf. Doch nicht gegen Deutschland wendet sich seine Anklage; sie ist gegen Frankreich selbst gerichtet, gegen die Regierung der Republik, die die Kunstdenkmäler des Landes verfallen läßt. „Unsere Kathedralen“, schrie Rodin vor dem Kriege, „sind heute schon zur Hälfte verfallen. Die Kathedralen starben und in ihnen stirbt das Land, geschlagen und beschimpft durch seine eigenen Söhne. Wie könnte man ehrlich das moderne Verbrechen: die Vernachlässigung der Kathedralen, entschuldigen und erklären? Wir sind die gewissenlosen Vollstrecker unserer eigenen Verurteilung. Das Schicksal entzieht uns die großen Ruhmetitel, weil wir sie nicht mehr verdienen und — der Gipfel der Scham ist, daß es uns selbst mit der Bückung beauftragt. Sind wir denn barbarischer als die Araber? Sie heugen sich in Achtung vor den Denkmälern der Vergangenheit. Was sie aus indifferentem Geiste heraus tun, können ihr Frankreich es nicht aus Pflichtgefühl tun, da auch die gotischen Denkmäler überliefert worden sind? Man wagt nicht zu fragen: Könntet ihr es nicht aus Liebe und fremdigen Herzens

tum? Die Franzosen stellen sich den Schätzen der Schönheit, die den Ruhm ihrer Rasse krönen, feindlich gegenüber und ohne daß jemand sich dagegen auflehnt, zerschlagen sie sie, zerstören sie aus Haß, aus Dummheit, aus Borniertheit oder sie schänden sie unter dem Vorwand, sie restaurieren zu wollen." Dies war das Urteil von Frankreichs größtem bildenden Künstler über den so stolz gerühmten französischen Kunstsin. Und als der Krieg ausgebrochen war, als in die Stille der Kathedralen der Lärm der Schlachten drang, äußerte sich Robin einem italienischen Publizisten gegenüber: „Warum schleudert die Welt den Bannfluch gegen die Deutschen? Die Welt müßte doch wissen, daß lange vorher die Kunst von dem Kleinbürgerlichen, trivialen Geiste des 19. Jahrhunderts zu Tode getroffen ward! In Brüssel hat der junge König Albert, um sich als modernen Menschen und als Gegner jeder Liebe für das Alte zu zeigen, sogar die albertinischen Quartiere des 17. Jahrhunderts niederreißen lassen! Abscheuliches geschah, lange vor dem Krieg, in Paris, aber auch in Venedig, in Florenz, in Genua.“

Britischer Landkartenadel. Feldmarschall French ist für seine in englischen Augen offenbar großen Verdienste zum Viscount erhoben worden und hat daraufhin den Titel „of Pyram“ angenommen. In den Namenslisten des englischen Adels, die eine Musterkarte geographischer Namen aus allen möglichen Ecken und Winkeln der Erde enthalten, ist damit glücklich auch Belgien vertreten. Die Gütte, mit dem Adelspräfixat hochtönende ausländische Namen zu verbinden, geht eigentlich auf die Günstlingswirtschaft unter den Stuart zurück, wo den Hofleuten reiche Landbesitzungen in Virginia und den anderen amerikanischen Kolonien verliehen wurden, deren Namen der Lord-Inhaber seinen Titeln anzuweihen pflegte. Später wurden oft erfolgreiche Feldherren nach dem Ort ihrer Siege benannt, aber mit der geschichtlichen Gerechtigkeit blieb es da oft eine eigene Sache. So durfte Lord Clive den leichten indischen Sieg von Plassey seinem Namen anfügen, während der unvergleichlich bedeutendere, wenn auch als Mensch und Charakter wenig schätzbare William Hastings, der eigentliche Begründer der britischen Herrschaft in Indien, es nie zu solcher Ehre bringen konnte. . . . Die Aristokratie verzicht ihm nicht, daß er ein Emporkömmling aus den Schreibstuben Kalkutta war und minierte ihn später durch einen jahrelangen Prozeß vor dem Oberhause. Die lange Regierung der Königin Viktoria war sehr freigebig mit exotischen Adelspräfixaten. Im abessinischen Feldzug gegen König Theodor, in dem sich Stanley seine Spuren als Kriegsverherrlichter holte, ward Sir Charles Napier ein Lord of Maadala, nach der heißumstürzten Felsenfeste genannt; Lord Roberts brachte aus dem afghanischen Feldzug den Titel „of Kandahar“ zurück, und Lord Kitchener hat Khartoum in seinen Titeln verewigt. Gelegentlich kommt dieser Brauch auch in anderen Ländern vor, z. B. in Preußen bei Bischof von Dennewitz. Aber das sind Ausnahmen; so konnte es z. B. Chasot, der Bahadritter von Rheinsberg und sein Leben lang einer der Intimen des großen Friedrich, niemals erreichen, daß der sich nach der glänzenden Waffentat seiner Bahreuther Dragoner v. Chasot-Hohenfriedeberg oder Chasot von Hohenfriedeberg nennen durfte. Unter dem zweiten französischen Kaiserreiche ward eine wilde Ausschreitung des Kolonialkrieges im Namen des Truppenkommandeurs verewigt. Eine der „Geldentaten“ des französisch-englischen Feldzuges gegen China 1860 war die Zerstörung des berühmten Sommerpalastes Puen-ming-Yuen bei Peking; der General Cousin-Montauban wurde dafür durch die Ernennung zum „Großen von Peking“ geehrt, denn bei Peking fand unweit des Palastes die letzte Schlacht statt.

Die „Nemci“ und die „Welschen“. Im neuesten Heft der „Mitteilungen der Kais. Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien“ macht R. W. Kucera in einem Aufsatz über „Dalmatinische Moränen“ auf folgende merkwürdige Übereinstimmung aufmerksam: „Als die Slaven beim Besiedeln der europäischen Gebiete zum erstenmal an die deutschen Stämme gestoßen sind, nannten sie dieselben, da sie sich mit ihnen nicht verständigen konnten, in ihrer Naivität die Stummen, was in ihrer Sprache „nemci“ hieß. Diese Bezeichnung ist den Deutschen fast bei allen slawischen Völkern geblieben, und auch die Rumänen benutzen noch heute den Ausdruck „nemci“. Die Serben kannten sogar Österreich noch im Anfang des 19. Jahrhunderts nur unter dem Ausdruck „Nemaci“. — Genau dasselbe wie den Slaven passierte den alten Deutschen,

als sie mit den ersten romanischen Stämmen in Berührung kamen. Auch sie wunderten sich, daß es noch ganz anders sprechende Leute geben könne, und so wurde vom Standpunkt der alten Teutonen behauptet, daß jene Volksstämme ihre Muttersprache falschen, woraus mit der Zeit die Gesamtbezeichnung „die Walschen“ (später Weilschen) entstanden ist, die noch heute in vielen Sprachen für die romanischen Volksstämme üblich ist. So heißen die Bewohner von Wales englisch „welsh“, „welshmen“, und der französisch-belgische Volksstamm der Wallonen verbannt den Namen der holländischen Bezeichnung „Walen“.

Rußlands Jagdkommandos. Im heutigen Kriege und besonders bei den jetzt an der bessarabischen Grenze tobenden Kämpfen verwenden die Russen häufig zu Aufklärungsunternehmungen die sogenannten Jagdkommandos. Es sind das 30 bis 50 Mann von jedem Regiment, die bereits in Friedenszeiten neben einigem Kasernenhofdienst unter der Leitung von Offizieren zum Kampfe gegen wilde Tiere verwandt werden. Die Möglichkeit dieser Leute zur Betätigung ist natürlich je nach der Lage ihrer Garnison eine sehr verschiedene. Während die Jagdkommandos des Kaukasus, Ural, nördlichen Rußland und vieler Gegenden Sibiriens ständig Beschäftigung haben, da hier an Wölfen, Bären, Luchsen, mancherorts auch Tigern, Uferfluß herrscht, ist ihr Betätigungsfeld in den stärker bevölkerten Gegenden des Zarenreiches selbstverständlich ein beschränkteres. Aber nicht nur der Reichtum oder Mangel an reißenden Tieren ist für die Beschäftigung des Jagdkommandos ausschlaggebend, sondern auch die Haltung ihrer Offiziere. Meist sind es, schon wegen der damit verbundenen Anstrengungen, jüngere Herren des Regiments, denen die Führung einer solchen Abteilung anvertraut wird. Eine strenge Aufsicht der höheren Stellen, ob das Jagdkommando fleißig arbeitet oder in ein Dorf zieht und dort nichts tut, kann selbstverständlich schon wegen der Entfernungen und mangelnden Verbindungen nicht geübt werden. Aus all diesen Gründen nun ergibt sich, daß die Ausbildung der zur Ausübung des Berufs ausgesandten Soldaten eine sehr verschiedenartige ist. Während einige Regimenter über tadellos geschulte Jäger und damit für den Ernstfall aufs Beste zu allen Schleichdiensten ausgebildete Leute in ihren Jagdkommandos verfügen, da der ständige Aufenthalt im Urwald wilder, geräuschvoller, wenig von Menschen betretener Gebirge die Sinne schärft, haben andere Heeresabteilungen des Zaren nur Rundschaffter dem Namen nach an ihren Weidmannsabteilungen. (13.)

Das Lazarett der französischen Kriegaufomobile. Wie Menschen und Tiere, sind auch Automobile im Kriegsdienst dem feindlichen Feuer ausgesetzt, und auch für sie sind Einrichtungen erforderlich, um die geschlagenen Wunden zu heilen, die Verletzten wieder kampffähig zu machen. Große Reparaturwerkstätten und eine unausgesehete betriebene Organisation sind notwendig, um den Automobilpark einer Armee in voller Wirkung zu erhalten. Die folgende Schilderung des „Temps“ zeigt den Heildienst der Kriegaufomobile in der französischen Armee: Die französische Heeresleitung verfügt nach den Angaben des Blattes über 40 700 Kraftwagen. Wird ein Wagen nur leicht beschädigt, so kann seine Wiederherstellung in den kleinen Werkstätten hinter der Front vorgenommen werden. Doch die schwerverletzten Kraftwagen müssen — wie die Menschen — in den Frieden der Heimat verbracht werden, um geheilt werden zu können. Allerdings ist die Behandlung der verletzten Automobile wesentlich einfacher: die beschädigten Teile werden fortgeschafft und durch neue ergänzt. Das Lazarett der französischen Kriegaufomobile, in dem alle schweren Fälle geprüft und behandelt werden, befindet sich in Paris, bei dem Bahnhof von Charente. Es besteht aus zwei Teilen: dem Sammelplatz und der Werkstatt. Der Sammelplatz stellt ein weitgedehntes, mit Holz- und Drahtgäusen umgebenes und von Soldaten bewachtes Feld dar, wo die verwundeten Wagen nebeneinandergereiht werden, um die Untersuchung und Operation abzuwarten. Täglich werden fünf bis sechs Wagen von dem Sammelplatz in die Werkstatt — das eigentliche Lazarett — verbracht. Die Werkstatt beschäftigt 250 Arbeiter, die im Militärdienst stehen. Sie werden von einem technischen Offizier überwacht. Ungefähr hundert Wagen werden gleichzeitig in diesem Automobilazarett behandelt. Vier bis fünf Wagen werden täglich als „geheilt“ entlassen.